

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Avari, E.: Die Hesselbäuerin [Bilder; Wagner, Erdmann]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Die Hesselbäuerin.

Von E. Avari.

1.

„Mutter, die braune Piese hat ein Füllen!“
Mit diesen, in freudigem Tone ausgerufenen Worten stürmte ein junger Mann in die Wohnstube des Hesselhofes.

Die Frau, welche nährend am Fenster saß, richtete ihre lange, hagere Gestalt empor.

„So — und mir sagt man nit, was im Haus vorgeht?“ sprach sie vorwurfsvoll.

„Um dich nicht unnötig aufzuregen, Mutter.“

Sie wandte rasch den schmalen Kopf, der auf langem,

magerm Halse saß, nach dem Sohne und ein strafender Blick aus ihren kleinen dunkeln Augen streifte seine Gestalt und blieb schließlich an des jungen Mannes Füßen haften.

„Und mit den Stallschuhen rennt man wieder ins frisch gepudt' Zimmer!“ rief sie zornig, „wie oft soll ich noch —“

„Aber, Mutter,“ wollte der Sohn aufbrausen, bezwang sich aber und fuhr in sanftem Tone fort, „ich hab' in der Freud' nicht daran gedacht.“

„Ja, ja — versteht sich, — denkst ja niemals dran, — versteht sich —“

Ohne auf diesen neuen Vorwurf zu achten, bat er: „Wärst so gut, den warmen Kleientrank für die Piese zu richten,“ dann ging er zur Thür hinaus.

„Das hätt' ich schon von selber gethan!“ rief ihm die Mutter noch ärgerlich nach. Sie holte ein feuchtes Tuch herbei, um die Spuren der Stallschuhe sorgfältig abzuwischen, und begab sich dann in die Küche, den begehrten Trank für das Pferd zu bereiten.

Langsam und niedergeschlagen ging der junge Mann über den weiten Hof. Alle Freude über das Erstlingsfüllen seiner Lieblingsstute war aus seinem Gesichte gewichen und ein Ausdruck tiefster Traurigkeit sprach aus seinen sanften dunklen Augen. Er warf noch einen Blick in den Stall. Dort sah er seinen Vater sowie den Tierarzt und die Knechte bei dem Pferd. Die Thüre wieder leise hinter sich zudrückend, durchschritt er die Scheune und trat in den dahinter liegenden großen Garten. Er warf keinen Blick auf die überall herrschende Ordnung, die kein Unkraut aufkommen ließ, nicht auf die

wenigen, sorgfältig an Stäben emporgewundenen Blumenstöcke oder die sauber gepudten und beschnittenen Bäume, sondern ging einem Gitterpförtchen zu, das in den Grasgarten führte. Auf einem schmalen Wiesenpfad begab er sich an das untere Ende, wo ein Bächlein vorüberfloß. Alte Weidenstumpfe, zwischen welchen buschige Erlen üppig grünt, standen auf der hohen Uferböschung und neigten sich über das Wasser. Einige in den Boden gedrückte Steinplatten bildeten eine kunstlose Staffel, die zu dem Bach hinunterführte. Die Weide, welche neben dieser Staffel stand, bog sich tief hernieder und bildete eine natürliche Bank. Auf ihrem Stamm ließ der junge Mann sich nieder. Er starrte lange hinunter in das klare Wasser. Eine Unmuthsräne trat in sein Auge. Das

Rauschen des Bächleins schien ihn zu beruhigen, aber dennoch blieb ein Zug tiefster Traurigkeit auf seinem schönen Gesichte haften.

Er war so verunken, daß er nahende Schritte nicht hörte. Ein junges Mädchen mit einer Gießkanne am Arm kam den Wiesenpfad her. Sie blieb voll Teilnahme stehen, als sie den jungen Mann gewahr wurde.

„Schon wieder?“ seufzte sie in sich hinein. Sie wußte nur zu gut, daß Heinrich diesen Platz stets aufzusuchen pflegte, wenn die strenge Mutter ihn verlegt hatte. Und wie oft geschah dies!

Ohne etwas zu sagen, stieg sie die Stufen hernieder, um ihre Kanne zu füllen.

„Du bist's, Dorle?“ fuhr der junge Mann aus seinem Sinnen empor.

„Ja, ich will gießen,“ gab sie zur Antwort.

„Weißt, Dorle, was ich grad jetzt hab' denken müssen?“

„Was denn?“ fragte sie und schaute mit ihren klaren blauen Augen zu ihm empor.

„Wenn du nicht im Haus wärst, ging' ich fort, wie ich geh' und steh.“

„Wohin denn?“ rief sie erschrocken.

„Wo's hin wäre, — meinestwegen mich als Knecht verdingen.“

„Sonst nit mehr, — 's einzig Kind vom Hesselhof!“
„'s einzig Kind,“ höhnte er bitter, „und gehalten wie der letzte Knecht im Haus.“

„Ach, d' Was meint's nit so böß,“ tröstete das Mädchen. Als der junge Mann nur schweigend den Kopf bewegte, fuhr sie fort: „Sie hat Euch gern, — wenn Ihr ein klein bissel acht gebe woltet auf ihr!“



Ein junges Mädchen mit einer Gießkanne am Arm kam den Wiesenpfad her.

Großer Volkskalender für 1897.

„Schrullen,“ ergänzte Heinrich, als Dorle eine Pause machte.

„So hab' ich nit sage wolle,“ wehrte sich das Mädchen eifrig.

„'s ist aber übertrieben, wenn's im Bauernhaus aus-
sehen soll, so sauber wie im Grafenschloß, — mich
treibt's noch fort.“

„Und der Vetter, Heinrich?“

„Ach der Vater, — dem macht sie's ja grad so,“ meinte
er ärgerlich.

„Der Vetter weiß aber, wie er's zu nehme hat,“
beschwichigte Dorle. „Er grämt sich weiter nit drum,
— Ihr solltet's Euch auch nit so zu Herzen nehme.“

„Dorle, du bist gut,“ sprach der junge Mann in
weichem Ton, dem jungen Mädchen tief in die Augen
schauend, die sie erröthend niederschlug.

Er war aufgestanden und zu ihr herunter an den
Bach gegangen.

„Komm, ich helf' dir,“ sprach er, die Gießkanne er-
greifend, um sie zu füllen. Er hatte offenbar etwas
anderes sagen wollen, das ihm in der Kehle sitzen ge-
blieben war.

Dorle stieg die Treppe empor und streckte die Hand
nach der gefüllten Kanne aus.

„Gebet doch her,“ sprach sie, als er keine Miene
machte, ihr diese zu reichen, „ich hab' zu thun,“ ward
sie dringender, immer noch mit niedergeschlagenen Augen.

„Was schaut mich nicht an, Dorle?“ sagte er bittend
und sein Atem ging kurz. Als sie auch dann noch ge-
senkten Blickes da stand, kam er die wenigen Stufen
empor und machte Miene, den Arm um sie zu legen.

„O mein,“ wehrte sich Dorle weich aber energisch,
„warum thut Ihr das?“

Heinrich erhob die gefalteten Hände und schaute sie
innig an.

Das junge Mädchen erbebt unter diesem Blick, bückte
sich aber nach der Gießkanne, und mit den hastig her-
vorgestoßenen Worten: „Denkt an Eure Mutter,“ eilte
sie raschen Schrittes den Wiesenpfad entlang dem
Garten zu.

Der junge Mann starrte ihr nach. Dann drückte
er beide Fäuste gegen seine Stirn und stöhnte. „Sie
hat recht,“ murmelte er, „Herr Gott, keinen Willen
haben dürfen, keinen — es ist zum Verrücktwerden!“

Er warf sich ins Gras und schaute zum blauen
Abendhimmel empor. Seine Knabenjahre, überhaupt
seine vergangenen Tage zogen an seinem Geiste vorüber.
Zimmer, immer war es so gewesen wie jetzt. Oft war
er mit dem Voratz vor seine Mutter getreten, ihr
seinen eigenen Willen kund zu thun. Wenn er aber
ihren strengen Blick auf sich gerichtet sah, konnte er
nicht. Und sie hat drum keinen Respekt vor mir, ich
weiß es, sagte er sich. Und er vergegenwärtigte sich
die Zeit, da sein Bewußtsein erwachte und er gewahr
wurde, daß es seinem Vater auch nicht besser ergehe.
Er sah sich dann zärtlicher und liebevoller gegen den
Vater, was dieser auf alle Weise vergalt. Er mußte
nun fast darüber lächeln, daß sie in schweigender Über-
einstimmung diese Liebe vor der Mutter zu verbergen
suchten. Und dann sah er sich wieder, nachdem er aus
der Dorfschule entlassen war, als schüchternen Knaben
in der Stadt im Gymnasium. Ohne ihn zu fragen,
hatten ihn die Eltern hingebracht. Er dachte an den
eisernen Keiß, durch den er immer einer der ersten
Schüler war. In dem eingeengten Leben der Gegen-
wart erschien ihm jene Zeit fast als eine glücklichere,
obgleich er sich damals nach der Heimat gesehnt hatte,
an der er mit ganzer Seele hing. Aber er hatte doch

einen Willen. Und er dachte mit Stolz daran, wie er
mit vielen anderen aus seiner Klasse begeistert in den
Krieg gezogen, als Freiwilliger, denn er hatte noch nicht
das richtige Alter. Damals durfte er er selbst sein.
Wie anders wurde es, als der Friede mit Frankreich
geschlossen war und er, nachdem er sein Jahr abgedient
hatte, wieder ins Elternhaus kam. Mit Wehmut er-
füllte es ihn, als er sich die erste Zeit, die er wieder
dieselbst zubrachte, vergegenwärtigte. Er hatte seine
Mutter noch härter gefunden. Es wäre ihm uner-
träglich erschienen, ohne Dorle, die er im Hause vor-
fand. Man hatte sie, die junge Waise, eine weitläufige
Verwandte seines Vaters, als Magd aufgenommen.
Das hochgewachsene schlanke, frische Mädchen mit den
langen blonden Zöpfen überm Nacken war ihm wie
ein Sonnenstrahl im düstern Hause erschienen. Die
freimütigen Reden des jungen Mädchens seiner Mutter
gegenüber waren ihm erstaunlich vorgekommen. Pochen-
den Herzens hörte er sie mit an und fürchtete einen
Zornausbruch der so rasch geärgerten Frau. Sobald
aber Dorle ihre großen Kinderaugen zu ihr aufschlug
und eine Frage an sie richtete, war der Baurin Unmut
verschwunden. All dies beschäftigte Heinrichs Gedanken
und es quälte ihn, daß er nicht selbst den Mut fand,
so mit seiner Mutter zu verfahren. „Ich fühle mich
immer mehr heruntergeleitet,“ seufzte er, „ich bin bei ihr
gehalten wie ein Knecht. Als ob ich nicht selbst mit
Freuden jede Arbeit verrichtete, so gesund, stark und
kräftig wie ich bin.“ Er verzweifelte daran, je seine Er-
schrockenheit der Mutter gegenüber überwinden zu können.

Während Heinrich draußen am Bächlein über all
dies nachsann und immer trauriger in das verglimmende
Abendrot schaute, fand drinnen in der Wohnstube ein
ernstes Gespräch statt.

Die Bäuerin liebte ja ihren Sohn ebenfalls, freilich
auf ihre Weise. Hätte Heinrich vielleicht eine Ahnung
davon gehabt, wie stolz sie auf ihn gewesen, als er, so
jung wie er noch war, in den Krieg gezogen, wie sie
aus banger Sorge um ihn fast zugrunde gegangen,
so lang er im Felde gelegen, und wie sie ihn ob seines
Mutes bewundert hatte — mancher Zug seiner Uner-
schrockenheit dem Feinde gegenüber war ihr durch andere
Soldaten aus dem Dorfe zu Ohren gekommen —
würde er vielleicht eher seiner Schwäche Herr geworden
sein. Aber davon kam kein Wort über die Lippen der
seltsamen Frau. Ihm gegenüber sprach sie davon, als
ob es nur selbstverständlich gewesen sei, daß ihr Sohn
sich nicht als Feigling gezeigt habe.

Und auch jetzt sprach sie in dem ihr eigenen harten
Ton: „Der Sache muß ein Ende gemacht werden —
hörst du's, Mann?“

„Ach, du siehst wieder Gespenster,“ gab der Bauer
zurück, sich nach seiner Gewohnheit durch die krausen,
nur mit einzelnen grauen Fäden durchzogenen Haare
fahrend, „Heinrich und Dorle sind wie Geschwister —
und sie ist ja noch fast ein Kind.“

„Mit achtzehn Jahr'?“ warf seine Frau streng ein.
„'s ist aber nichts, — ich hab' doch meine Augen im
Kopf.“

„Du!“ sagte sie wegwerfend und zuckte mit den
Achseln, „möcht' wissen, was du schon g'sehst?“

Der Bauer lüchelte leise in sich hinein.

„Was giebt's zu lache?“ fragte sie barsch.

Er trat hart an sie heran, legte ihr die Hand auf
die Schulter und sagte in weichem Ton: „Dich hab' ich
g'seh, Gretle.“ Dann beugte er sich vor und ver-
suchte, ihr in die Augen zu schauen.

„Ach Narrenspößen,“ schüttelte sie seine Hand ab,

aber um ihre Mundwinkel machte sich doch ein eigen- tümliches Zucken bemerkbar, das den Bauer zu den Worten ermittelte: „Ja, Gretle, dich hab' ich g'seh, — du bist nachher mein' Frau worde, — ich glaub', du hast's noch nit bereut, daß d' den habelosen Knecht g'heiratet hast.“

„Was kommst jetzt mit dene alte G'schichte,“ suchte sie sich energisch gegen die aufwallende Weichheit zu wehren. Und doch mußte sie selbst wider Willen daran denken, daß sie es bei den reichen, geldstolzen Eltern durchzusetzen verstanden hatte, dem Manne zu gehören, den sie liebte.

„Ich red' jetzt vom Heinrich,“ fügte sie nach einer Pause hinzu, „das Geduhs mit dem Dorle taugt einmal nix, — er ist alt g'nug, er soll sich ein' Frau suche.“

„Hab' nix dagege,“ meinte ihr Mann, „mußt's ihm halt sage.“

„Ach willst mich wieder nit verstehe,“ rief sie ärgerlich. „Meinst, die vom Dornhof drobe komme jetzt un- sonst alle Sonntag in unser' Kirch' zu fahre? Sie könnte g'rad so gut nach Bergen munter, dorthin habe sie auch nit weiter.“

„Unser Pfarrer wird ihnen halt besser g'falle,“ meinte der Bauer gleichmütig, „s' ist ein gar frommer Herr und —“

„Dummes Zeug!“ fiel ihm seine Frau ins Wort, „und ich sag', sie komme wege unserm Heinrich, — die Jüngst' verwend't ja kein Blick von ihm.“

„So? — hast des schon g'seh?“

„s' ist ein gar schön Mädel mit ihren kohl-schwarzen Augen, — ein G'sicht hat sie doch wie Milch und Blut.“

„Ja, ja — und staatsmäßig schöne gekräuselte Haar auf der Stirn,“ lächelte der Bauer auf seltsame Weise.

„Sie ist halt im Institut g'wese,“ gab seine Frau zurück, „sie sei dasumal auch nur in d' Stadt komme wege unserm Heinrich, habe d' Leut' g'sagt.“

„So, habe sie? — warum ist sie denn auf einmal heim komme mitte in der Zeit? — Dornbäume hat doch überall geprahlt, sie bleibt zwei Jahr oder länger fort.“

„Bleichüchtig ist sie worde — lieber Gott, so junge Kinder müssen halt gut Esse habe und in so'me In- stitut soll's als einmal schmal hergebe.“

„Hm,“ machte der Bauer, „wenn sie nur nicht so verdammt putznärrisch wär.“

„Sie macht halt was aus sich.“

„Ja, das merkt mer,“ beharrte der Bauer in seinem Spott, „meinst, Mutter, wenn du so ausg'seh, hätt'st.“

„Ach was, — andere Zeite, andere Sitte,“ antwortete seine Frau ungeduldig, „ich wollt', unser Heinrich wär' so.“

„Bos sapperlot!“ fuhr nun der Bauer auf, „ich mein', der kann sich sehe lasse, — sollst ihn rede höre, wie g'scheit, — du freilich läßt ihn nit zu Wort komme,“ ereiferte er sich immer mehr, als sie ungläubig die Achseln hob, „er ist der G'scheit'ste im Dorf und ein Staatsburck ist der Heinrich, seit er im Krieg g'wese ist.“

„Ach, ich weiß ja selber, wie er aussieht,“ antwortete sie etwas milder, „g'rad so wie du früher, — drum ist's auch dein Abgott, dein Augapfel,“ setzte sie lächelnd hinzu.

„Und deiner am End nit?“ fragte der Bauer.

„Aber deswegen könnt' er doch mehr aus sich mache,“ fuhr sie fort, ohne seinen Einwurf zu beachten. „Nun, s' ist einerlei, — hör jetzt, was ich mir ausgedenkt hab': Bis Sonntag richt' ich's ein, daß ich mit der Dorn- hofere zu rede komm', du machst dich an den Bauer

Wir lade sie ein — so von ung'fähr, s' Dorle muß ein gut' Mittagesse richte. Hast ja jetzt ein' Urriach, s' Kohlen von der braunen Fies, du weißt ja, daß der Alt' ein Kohnarr ist, — so fädle mir's ein.“

„Das ist ja alles recht,“ gab der Bauer zu, „ich wollt' auch ihren sakrischen Hochmut nit anschlage, — aber ich — ich — ich mein' halt, der Heinrich ist aneweg d' Hauptperson — und wann er sie halt nit möcht'?“

„Der Heinrich?“ fuhr seine Frau herum und es lag so viel Geringschätzung in dem Tone, womit sie dies rief, daß man hörte, jeder Gedanke an Widerspruch oder freie eigene Willensäußerung vonseiten ihres Sohnes lag ihr fern. Und dabei schaute sie ihren Mann mit so vernichtendem Blick an, daß er erst fast verlegen hinter den Ohren kraute, dann aber mit listigem Winkeln hinzusetzte: „Hast seiner Zeit den reichen Bühler auch nicht g'wollt und hast's nausg'führt.“

„Ja, ich! — das ist ebbes anderits,“ sagte sie ruhig, dann aber bestiger werdend, fügte sie hinzu: „Ich sag', du thust, wie ich's habe will, — mit dem Heinrich werd' ich schon fertig werde, — verstande.“

„Mir einerlei,“ gab der Bauer zurück, und im Hinaus- gehen murmelte er: „Kömmt'st dich aber desmal ver- rechnet habe.“

Dorle brachte Licht und deckte den Tisch. Ein Blick auf die Bäuerin belehrte sie, daß nicht alles in Ord- nung sei.

„s' Essen ist fertig, — soll ich's den Leut' sage?“ fragte sie sanft.

„Ist der Heinrich im Stall?“ fragte die Bäuerin zurück.

„Im Grasgarte hab' ich ihn vor 'er Weil' g'seh, — jetzt werd er im Stall sein, bei sei'm Fohle.“

„Kannst rufe,“ sprach die Bäuerin zerstreut.

Der Bauer kam mit Heinrich und den Leuten. Man hörte, wie jedes der Leute außen seine Schuhe abzog, so verlangte es die Frau. Der Reihe nach nahmen sie ihre Plätze ein. Dorle sprach das Tischgebet und das Mahl wurde schweigend verzehrt.

Mit einem mehr gemurmelten als gesprochenen „Gute Nacht“ zogen sich die Leute zurück. Dorle nahm das Geschirr zusammen und trug es in die Küche. Dann verwahrte sie sorgfältig das Tischtuch im Wandschrank, entnahm diesem ein Strickföhrchen und setzte es vor die Bäuerin.

Der Bauer hatte sich's beim Ofen auf dem Sofa bequem gemacht. Früher hatte dort eine von den Ur- eltern überkommene Milchfiste gestanden, als aber die im Dornhof auf Veranlassung ihrer gebildeten Tochter anfangen, sich so „nobil“ einzurichten, wollte die Gesell- bäuerin auch nicht zurückbleiben.

Heinrich hatte erst unschlüssig vor dem Bücherbrett gestanden, das zwischen zwei Fenstern über einer Kommode angebracht war, gab aber dann vor, noch- mals nach der Fies sehen zu wollen, und ging hinaus.

Die Bäuerin hatte ihren Strickstrumpf ergriffen. Es war stille im Zimmer. Man hörte nur das Klappern der Stricknadeln und von der Küche her aneinander- stoßendes Geschirr. Die Bäuerin lauschte aufmerksam diesem Geräusch.

In der Küche hatte Dorle die obere Hälfte der in der Mitte geteilten Hintertür aufgemacht. Der Mond- schein lag breit auf dem hellrot gezeichneten, backstein- belegten Boden. Als das Mädchen fertig war, alles aufgeräumt und abgewischt hatte, lehnte sie sich auf die Thür und schaute zum Himmel empor. Ihre sonst so heitern Züge zeigten den Ausdruck tiefster Traurig- keit. „Liebs' Mütterle da drobe,“ sprach sie leise, „wenn

d' nur auch ein klein bißel bei mir sein könntest. — ich glaub', ich glaub', ich muß bald vom Hesselhof fort." Eine Thräne nach der andern lief langsam über ihre Wangen. „Ach lieber Gott, warum giebt's auch Arme und Reiche? — 's wär' so schön auf der Welt, wann alles gleich wär', wenigstens die wo sich gern habe." Ihre Thränen flossen reichlicher. Sie faltete die Hände und schaute inbrünstig empor, in leisem Gebet bewegten sich ihre Lippen.

„Dorle, was hast denn?“ fragte es da voll Teilnahme und Heinrich stand vor der Thür.

„Ach, ich hab' g'rad an mein Mütterle denke müßte, da hab' ich halt g'weint,“ gab sie zurück, „'s hat mich gar lieb g'habt.“

„Weinst, lieber, wie ich dich hab', Dorle?“ sagte Heinrich mit gedämpftem Ton und suchte ihre Hand zu fassen.

„D machet so kein Spaß, — ich kann's nit vertragen,“ bat sie.

„Spaß meinst? — ich mach' kein Spaß, Dorle, — aber laß doch das garstig' Ihr weg, ich hab' dir's schon so oft gesagt.“

Dorle machte eine verneinende Bewegung mit dem Kopf, „ich darf nit,“ sagte sie dann.

„Hat's d' Mutter g'sagt?“ Dorle nickte.

Er schwieg und schaute ihr in die Augen, die sich aufs neue mit Thränen füllten, „Dorle,“ bat er weich, „ich kann dich nicht weinen sehen, — komm, sei wieder heiter, — sieh — ich — ich — ich hab' dich ja so lieb, so lieb, — wenn d' mich nur ein klein wenig gern habe wollst, könnt' alles so schön werden, — kannst nicht, Dorle?“

Das Mädchen brach nun in lautes Schluchzen aus. Sie schüttelte nur leise mit dem Kopf und trat von der Thür hinweg in die Küche zurück. Als sie sich umkehrte, stieß sie einen lauten Schrei aus.

„Was schreist denn so?“ fragte die Bäuerin in gezwungen ruhigem, fast unbefangenen Ton, „ich will nur noch einmal einen Kleientrank für die braun' Lief' kochen.“

Dorle machte sich am Herd zu schaffen, blies die Blut zu neuer Flamme an, setzte mit bebenden Händen den Topf mit Wasser auf und holte alles dienstfertig herbei.

Die Bäuerin rührte die Kleie an, als das Wasser zu kochen begann, und redete mit Dorle, wie sonst immer, so daß diese glauben konnte, ihre Was sei erst eingetreten, als sie sich umgewendet. Das Mädchen wurde noch in diesem Glauben bestärkt, als die Bäuerin sie mit dem fertigen Trank in den Stall schickte, wo sie doch annehmen konnte, daß Heinrich sei.

Die Bäuerin trat zu ihrem Mann in die Stube. „So, jetzt weiß ich's g'wiß,“ sprach sie, „gut, daß übermorgen Sonntag ist.“

Ihr Mann sagte nichts, er wußte, daß man mit offenem Widerspruch alles verderben würde. Ihm war's schon lange kein Geheimnis, daß Heinrich dem Dorle gut sei. Mag er doch, hatte er gedacht, das Mädchen ist brav und fleißig und nicht dumm, sie wäre die passendste Frau für Heinrich. Geld und Gut war ja genug da. Nun kam seine Frau mit dem fertigen Plan einer Heirat. Wie das enden sollte bei dem Eigenwillen der Bäuerin, war ihm vorerst ein Rätsel. Heinrichs scheinbare Nachgiebigkeit bei allem andern täuschte ihn nicht. Er wußte, was der arme Mensch darunter zu leiden hatte, wie schwer er sie sich abringen mußte, — daß er auch darin nachgeben werde, das glaubte er nicht. Er nahm sich vor, jedenfalls auf Seite seines Sohnes zu stehen, wenn es je einen Kampf absetzen sollte.

2.

Der Sonntag kam. Es ging alles so, wie es sich die Hesselbäuerin ausgedacht hatte. Die vom Dornhof, Eltern und Töchter, strahlten förmlich, als sie durch die geräumige Thorsahrt des Hesselhofes eintraten.

Dorle hatte ein feines Essen gerichtet. Sie hatte sich keine Mühe verdrießen lassen, wenn sie auch ahnte, um was es sich handelte. Unter erzwungener Freundlichkeit suchte sie ihr tiefes Herzeleid zu verbergen. Sie liebte ja Heinrich mehr, als sie sich eingestehen mochte, war aber doch zu bescheiden, um zu denken, daß sie je seine Frau werden könne.

Heinrich fand sich viel schwerer hinein. Ihm war das Ganze zu überraschend gekommen. Die jüngste Tochter vom Dornhof, die ihm seine Mutter ohne sein Wissen bestimmt hatte, saß während des Essens neben ihm. Sie redete unaufhörlich auf ihn hinein, alle ihre im Institut eingelesenen Kenntnisse austrahend.

Heinrich war einsilbig, ohne unhöflich zu sein. Aber seine Verwunderung über des Mädchens Wissen vermochte er doch nicht zu unterdrücken.

„Sie haben Ihre Zeit tüchtig benutzt, Rosa,“ konnte er sich nicht enthalten, sie zu loben.

„Mein gutes Gedächtnis hat mir dabei vortreffliche Dienste gethan,“ antwortete sie schlagfertig, lächelnd hinzusetzend: „in der Dorfschule ist es seiner Zeit nicht übermäßig angestrengt worden.“

„Sie haben aber doch das Interesse mitgebracht,“ meinte er aufrichtig.

„Ja, das habe ich, — ich war glücklich, endlich meine Verbegierde befriedigen zu können.“

„Das ist ja ein ganz nettes Mädchen,“ dachte Heinrich, „etwas geziert und kokett scheint sie allerdings zu sein, — aber gescheit ist sie, — ob sie auch von Herzen gut sein mag?“



„Ach lieber Gott, warum giebt's auch Arme und Reiche?“

Nach Tisch wurde ein Gang durch das Anwesen gemacht. Rosa war entzückt über alles. Sie umarmte und liebte das Füllen, tätschelte und streichelte die braune Piese, selbst den glattgestriegelten Kühen kraute sie zwischen den Hörnern und strich über ihr glänzendes Fell. Aber alles auf so übertriebene Weise, daß Heinrich sich angewidert abwandte. Unmatur konnte er nicht ertragen. Im Garten, in den sie traten, fand Rosa alles wunderschön.

„Diese Ordnung! Diese Pünktlichkeit!“ rief sie einmal ums andere, „was müssen Sie für eine vortreffliche Mutter haben,“ setzte sie hinzu, als die Hesselbäuerin nahe genug war, es hören zu können.

Geschmeichelt reckte diese ihren langen Hals und blickte verflohen nach ihrem Sohn.

„'s wär' ein gar schöns Pärle,“ sagte sie leise zu der neben ihr stehenden Dornhofbäuerin, die vielsagend nickte, während ihre älteste Tochter, die steif und edig der Mutter nicht von der Seite wich, mit neidischen Blicken nach der schönen, gewandten Schwester schaute, von der sie immer und überall in den Hintergrund gedrängt wurde. Sie gönnte es ihrer Schwester, daß der Sohn vom Hesselhof, über den in der ganzen Gegend so viel Ruhmens gemacht wurde, ziemlich gleichgültig neben ihr stand und alles über sich ergehen ließ.

Heinrich schredte förmlich empor, als Rosa zwei glühendrote Nelken brach und mit den Worten: „Sie erlauben“ ihm die eine ins Knopsloch schob, während sie die andere in ihren eigenen schwarzen, welligen Haaren befestigte.

„Prächtige Nelken,“ sprach sie, „in unserm Garten gedeihen sie nicht, der Hof liegt zu hoch.“ Daß es an der richtigen Pflege fehle, wollte sie sich nicht eingestehen, „vielleicht bekomme ich von Ihrer Mutter einige Setzlinge?“

„Ich glaube, der Nelkenflor gehört dem Dorle,“ erwiderte Heinrich trocken.

„Ihrer Magd?“ fragte Rosa wegwerfend.

„Einem Bäschen von mir,“ berichtigte Heinrich.

„Ach so?“ erwiderte sie schnippisch.

Heinrich sah Dorle unten am Wasser auf der Weide sitzen. Er machte Miene umzukehren. Rosa schien es zu merken und lenkte nun absichtlich ihre Schritte dorthin. Dorle wurde dunkelrot im Gesicht, als die beiden, die sie nicht gehört hatte, nun plötzlich vor ihr standen. Sie erhob sich langsam und wandte sich zum Gehen.

Rosa nickte ihr gönnerhaft zu. „Ein prächtig Pläschen,“ meinte sie mit gnädigem Ton und erzwungener Freundlichkeit, „so gut haben's unsere Diensthoten nicht, die müssen das Wasser mit Bütteln ein Stück den Berg hinauf tragen.“

Dorle erwiderte nichts. Mit brennenden Blicken sah sie zu, wie Rosa die Nelke aus Heinrichs Knopsloch riß und weit hinab ins Bächlein warf, um dann einige Bergsüßholzwurzel, die sie unterwegs im Gras gepflückt hatte, mit schmachtdem Augenausschlag an deren Stelle zu befestigen.

Ruhig schritt Dorle an den beiden vorüber dem Garten zu.

„Nun, das Mädchen weiß doch, was sich schickt,“ sprach Rosa befriedigt, sich nun selbst auf der Weide niederlassend. „Ach, hätten wir doch auch so ein Bächlein mit Wellenrauschen und alten Weiden bei unserm Hof,“ seufzte sie schwärmerisch, „wie herrlich läßt sich's da träumen, — bei Ihnen ist es ja wunderbar schön, — sehen Sie die prächtige Färbung dort über den Bergen — ach, wie schön, — aber sieht man dort nicht unsern Hof?“ deutete sie fragend nach dem Gebirge.

„Ja, dort links ist der Dornhof,“ bestätigte Heinrich.

„Wie schön er von der Abendsonne beschienen ist — ach, wer da zuweilen bei Sonnenuntergang sitzen könnte,“ meinte sie mit einem ihrer glühendsten Blicke auf Heinrich.

„Um diese Zeit hat man bei uns gerade am meisten zu thun,“ erwiderte dieser gleichmütig.

„Ach, Sie haben ja Ihre Leute, — ein solches Naturschauspiel sollte sich kein Gebildeter entgehen lassen, — sehen Sie doch, wie die Sonne noch einmal aufleuchtet, ehe sie hinter den Bergen versinkt, — 's ist göttlich!“

Heinrich atmete erleichtert auf, als er vom Garten her Stimmen vernahm und seine Mutter mit den andern kommen sah.

„Gilt Euch! Gilt Euch!“ rief ihnen Rosa zu und deutete gegen Westen. „Seht, wie die Sonne dort sinkt,“ sang sie dann mit glockenreiner Stimme.

„Ach, was Sie aber schön singen können, Rosa,“ meinte Heinrichs Mutter voll Bewunderung und suchte auf dem Gesicht ihres Sohnes die Bestätigung ihrer Worte zu lesen. Es sagte ihr aber nichts, sondern sah eher gelangweilt und mißvergünstigt aus. Stüdel dachte sie, bei so 'me schöne gewürfelte Mädle so en Gesicht mache.

„Grad so schön klaviert unser Rosa auch,“ sprach die Dornhoferin, prahlerisch den Kopf zurückwerfend, „ja, ja sie hat Bildung g'lernt, — wir habe's uns aber auch was koste lasse.“

Rosa war rot geworden bei diesen Worten ihrer Mutter und hat Heinrich, mit ihr ins Haus zu gehen, sie habe kühl.

„Davor ist sie auch was Rechts worde,“ nickte die Hesselbäuerin, den beiden wohlgefällig nachschauend, „mer könnt' Euer Töchterle gut für ein Stadtfräulein halte.“

„D' h'it uns Gott, das will unser Rosa nit sein, — sie will pardu Bäuerin werde.“

„Das freut mich von Euerm Kind!“ rief Heinrichs Mutter.

„In der Stadt sei doch nix wie Hungerleide, — seit d' Rosa im Institut g'wese ist, hat sie's Stadtlebe satt, — sie will aus 'em Bolle lebe, wie sie sagt.“

„'s Hungerleide in der Stadt kenn' ich grad nit,“ meinte die Hesselbäuerin in etwas mißfälligen Ton, „ich bin meiner Lebtag nit oft von unserm Hof fortkomme, und ich denk', sie werde sich auch in der Stadt satt esse, — aber spare? spare muß jedes und eine Hofbäuerin erst recht.“

„Wohl, wohl,“ gab die andere bereitwillig zu, „aber doch hat mer's ganz Jahr alles im vollauf, so wir's halt d' Rosa meine, — bei Euch auf dem Hesselhof sind ja auch überall Kiste und Kaste voll,“ suchte sie zu schmeicheln.

Die Hesselbäuerin war einer Antwort überhoben, da die beiden Männer über den Wiesenpfad kamen.

„Ja, Frau, hast recht,“ sagte der Dornhofer, der die letzten Worte gehört, „'s ist ein schön Bestitum, schön, was schön heißt, — sein' hunderttausend Mark wert unter Brüder.“ Er wechselte bei diesen Worten einen vielsagenden Blick mit seiner Frau, die ihn verständnisvoll erwiderte.

„Aber Alte,“ setzte er dann hinzu, „ich denk', wir müsse ans Heimfabre denke.“

„Ja, daheim wird wieder ein rechter Durcheinander sein,“ ließ sich die älteste Tochter in mürrischem Tone vernehmen. Es ärgerte sie, daß ihre Schwester den Sohn des Hauses ganz für sich in Anspruch nahm.

„Wege was ein Durcheinander? d' Leut wisse, was se zu mache habe,“ wies sie ihre Mutter mit Nachdruck zurecht.

Das Mädchen lachte laut und ungläubig, ward aber unter dem strafenden Blick ihrer Mutter dunkelrot im Gesicht und murrte etwas von „dergleichen reden, wenn's doch nicht so ist.“

Die Eltern hielten für besser, dem Zusammensein ein Ende zu machen.

Heinrich atmete erleichtert auf, als der Bernerwagen mit den Dornhofbewohnern aus der Thorfahrt gefahren war. Im Stall traf er Dorle. „Gott sei Dank, die wären glücklich fort,“ sagte er. Dorle erwiderte nichts. Es war zu dunkel, als daß Heinrich ihre rotgeweinten Augen hätte sehen können.

Der Bauer sprach gar nichts über den Besuch mit seiner Frau. „Daß wir Punkt fünfse fort komme morg früh,“ sagte er zu seinem Sohne, „kamst den Abend noch mit dem Jakobfrieder wegen allem reden, — vor Nacht werde mer mit heimkomme von der Holzversteigerung,“ wandte er sich dann an seine Frau, „ich hab' gedenkt, der Heinrich soll mitgehe, daß er's in Zukunft allein b'orge kann.“ Die Bäuerin nickte schweigend.

3.

Vater und Sohn waren am Morgen längst fortgegangen, als die Bäuerin mit Dorle in der Milchammer hantierend zu dem Mädchen sprach: „Hast gestern ein gut Mittagesse g'macht g'habt, 's hat mich recht g'freut, hast was g'lernt bei mir. — Aber die Göckerten, siehst, die hätte noch feiner sein könne, — im Einhorn in der Amtstadt drin, da ist's Brühle so schmachtig, — weißt, was ich gedenkt hab'?“

Als Dorle nur mit einem fragenden Blick, der Schrecken und Spannung zugleich ausdrückte, zu der Frau hinschaute, fuhr diese fast etwas verlegen fort: „Du könntst — du sollst — ich mein, 's wär' am beste, wenn ich dich über Winter zu der Einhornwirtin, mein'm

G'schwisterkind, thät, daß d' 's Koche lernst.“

Dorle war blaß geworden während dieser mit etwas unsicherer Stimme und niedergeschlagenen Augen gemachten Erklärung ihrer Frau. „Wann soll ich fort?“ fragte sie fast tonlos und mit bebender Stimme.

„Ha — 's werd am beste sein — unser Tagelöhner, d' alt Schuhmachern, liegt mir ja alsfort in de Ohre, sie möcht' ihr' Sabin' wieder daheim habe,“ schaltete sie wie entschuldigend ein, „und da hab' ich gedenkt, ich nehm' Sabin' so lang, bis du wieder kommst, — 's dient ja im Einhorn, — vielleicht könnte mer's auf de Nachmittag richte? Ich hab' so wie so für d' Mannsleut Winterkleiderzeug in der Amtstadt zu kaufe. — kamst ja dein' Sach' e Weil' in d' Kist' thun.“

Bei diesen Worten streifte ihr Blick Dorles Gesicht, das todesblaß geworden war. Etwas wie Mitleid

wollte in ihr aufsteigen, aber sie kämpfte es nieder und setzte tröstend hinzu: „Die paar Monat' sind ja bald rum, — nachher kommst wieder.“

Dorle ging schweigend hinauf in ihr Kammerlein. Dort warf sie sich vor ihrem Bett auf die Knie und barg ihr Gesicht in den Kissen. „O Mütterle, Mütterle,“ schluchzte sie, „ich hab's ja g'wußt, ich hab's ja g'wußt, — aber so bald, so bald hätt' ich doch nit g'meint, daß ich fort müßt!“ Sie weinte lange bitterlich. Endlich raffte sie sich auf, entnahm dem Spind ihre in schönster Ordnung gehaltenen Habeligkeiten und legte sie Stück für Stück in die Kiste. Ihre Thränen flossen unaufhaltsam darauf nieder. Sie zog eine kleine Schachtel hervor und öffnete sie. Eine schwarz-weiß-rote Schleife mit einigen vertrockneten Blumen lag darinnen. Heinrich

hatte ihr die geschenkt, ehe sie seine Kränze zum Glafer getragen, die er in der Stadt beim Einzug nach dem Kriege zugeworfen bekommen. Sie drückte die dünnen Blätter unter erneutem Schluchzen wiederholt an die Lippen, legte sie dann ins Kästchen zurück, das sie sorgfältig einwickelte und in der Kiste barg. Als sie die Treppe hinunterstieg, sah sie, wie Jakobfrieder den Bernerwagen aus der Remise schob. Also war alles fest beschloffen. Sie suchte die Spuren ihrer Thränen abzuwischen und ging wie sonst an die Arbeit.

„Wir esse heut früher, Dorle,“ sagte die Bäuerin, die schon im Sonntagsstaat war, „vielleicht kann ich wieder daheim sein, bis d' Mannsleut' von der Holzversteigerung komme.“

Drum muß es heut sein, dachte Dorle, ich soll den Vetter und den Heinrich nimmer sehen. Nur schwer vermochte sie ihre Fassung zu bewahren.

„Schuhmachern, Ihr spült 's G'schir,“ befahl die Bäuerin der Tagelöhnerin, „und Er, Jakobfrieder,

spannt gleich ein,“ wandte sie sich an den alten Knecht. Mit einem teilnehmenden Blick auf Dorle und etwas brummend von „das presiert aber“, verließ dieser die Stube.

Dorle wußte nicht, wie ihr geichah. Auch die alte Schuhmachern warf so seltsame Blicke nach ihr. Sie hätte laut hinausweinen mögen. Es war alles so überraschend, so schnell gekommen. Traurig schaute sie nochmals in der überfaubern Stube umher. Dort überm Spiegel hingen Heinrichs Kränze unter Glas und Rahmen, darunter seine Photographie, wie er mit Sack und Pack als Einjähriger ins Feld gezogen.

Die Bäuerin war in die Kammer gegangen, um Haube und Tuch anzulegen. Diesen Augenblick benutzte Dorle, das kleine Bild herunterzunehmen und mit unzähligen Küssen zu bedecken. „Dich seh' ich nimmer,



„Dich seh' ich nimmer, dein liebs, schöns G'sicht.“

beim liebs, schöns G'licht." Klüßerte sie mit einem schmerzlichen Blick. Das Herz drohte ihr zu brechen. Jakobfrieder kam mit der Peitsche herein. „Dorle, dein' Kist'!" sagte er dumpf. Er fuhr mit dem Rücken der Hand über die Augen, als er mit ihr die Treppe emporstieg. „Des bringt emol kein Sege, Dorle — kein Sege," sprach er ingrinnig, als er mit einem wütenden Ruck die Last auf die Schulter nahm.

„Bergelt's Gott," sagte Dorle.

„Was?" schnurrte der Alte, unter einem barschen Ton seine Rührung verbergend.

„Euer naßes Auge, Jakobfrieder."

„Pfiu Teufel, — 's Dunnerwetter soll drein schlage," brüddelte er die Treppe hinunter, man wußte nicht, ob es der schweren Kiste galt, „die werd a noch emol runner gebracht werre — und Hochmut kommt vor dem Fall." Endlich stand die Kiste an ihrem Platz auf dem Wagen.

Dorle künkte die Stubenthür auf und schaute nochmals hinein, als könnte sie sich nicht trennen.

„Ja, ja, ich konm' schon," rief die Bäuerin, „hast's recht eilig fortzukomme." Sie stand am Pult und hatte die Geldschublade aufgezo-gen. „Dorle," sagte sie, „du hast all dein' Lohn zu gut, — 's macht viel, — du bist ein rechtschaffes, fleißiges Mädele g'weise," ihre Stimme war nun doch etwas unsicher geworden. Sie hatte Dorle ja gewiß lieb, fast wie ein eigen Kind. Aber die Frau ihres Sohnes sollte sie nicht werden. Ihr eigenes Selbstgefühl hatte manchen Stoß erlitten, wenn sie bei ländlichen Festen die Leute hinter sich zischeln hörte: „Des ist die reich' Hesselbäuerin, — die hat ihren Knecht g'heiratet." So sollte man ihrem Sohn nicht nachreden dürfen. Er konnte mit seinen Kenntnissen einmal Bürgermeister, vielleicht Landtags-abgeordneter werden, den Verstand hatte er dazu, auch das Geld, — über ihn sollte nicht geizschelt werden, dafür wollte sie sorgen.

„Wenn dir's recht ist, Dorle, leg' ich dir's in die Spackass' nieder."

„Wie Ihr denkt, Bas, mir ist alles eins," meinte Dorle.

„Ja, ja, ich weiß, daß d' nit habgierig oder ver-intressiert bist, wann d' auch dein' Sach' schön z'amme-haltst, — aber ein Notpfennig kann jedes brauche, — vielleicht giebt dir's auch ein Heiratsgut." Sie zeigte dabei auf einige Stöße Goldstücke. „Siehst, Dorle, d' nächst Michaeli werde's fünf Jahr, daß d' auf dem Hesselhof bist, — fünf-hundert Märkle hab' ich gedenkt?"

Dorle fing laut an zu weinen. „Ach Gott, ach Gott, liebe Bas!" rief sie unter Thränen, „so viel, so viel, — das hab' ich ja nit verdient, — ich will g'wiß kein Lohn, g'wiß nit."

„Sei g'scheit, Dorle," redete ihr die Bäuerin zu, „komm, wir packe's ein." Klirrend ließ sie Stück für Stück in ein leinen Säcken fallen, das sie fest zuschnürte und dann Dorle hinhielt. Als diese mit beiden Händen abwehrete, schob es die Bäuerin ruhig in ihre Rocktasche und ging Dorle voraus in den Hof. Sie stieg auf den Wagen und bedeutete das weinende Mädechen, neben ihr Platz zu nehmen.

Jakobfrieder trieb die Pferde an. Und unter strömenden Thränen fuhr Dorle zum Hesselhof hinaus.

4.

Die beiden Männer trafen am Abend fast zu gleicher Zeit mit der Bäuerin im Hesselhof ein.

Der Bauer starrte seine Frau ungläubig an, als sie von Dorles Lust am Kochenlernen sprach. Er wußte zwar, daß die Bäuerin durchzusetzen verstand,

was ihr paßte, aber für so hart und rücksichtslos hätte er sie doch nicht gehalten.

„Ohne mir etwas zu sage, hast du das Mädele fortgebracht?" rief er vorwurfsvoll.

„Was ist da viel zu sage," gab sie gleichmütig zurück.

„Fürs Dorle wär's schad, wann's mir lerne thät — und mir könne den Winter mit der Sabin' fertig werde, des ist froh samt seiner Mutter, daß es da ist, — 's Dorle wird mir freilich arg fehle, — aber mer darf nit so eigenfürlich sein und nur allein an sich denke."

Der Blick ihres Mannes, der sie fortwährend mit seltsamem Ausdruck betrachtete, schien ihr unbequem zu werden.

„Da sehet, was ich euch für schön Winterbuchstfin kaust hab'," unterbrach sie ihre Erklärung, eines der Pakete aufmachend, die Sabine auf den Tisch gelegt hatte. „Ich hab' gleich den Schneider b'stellt, — morge kommt er zum Anmesse. — Und was ich sage will, wie mer am Dornhof vorbeig'fahre sin, habe sie uns ang'halte, — sie hätte's gar zu gern, wann mir am Sonntag komme thäte, — ich hab's ihne versproche, — mer kann doch nit unhöflich sein."

Herr Gott, was die Frau stramm auf ihr Ziel losgeht, dachte der Bauer. „Nein, nein, Alte, das kann mer nit," gab er dann in eigentümlich ironischem Tone zu.

Sie that, als ob sie den Spott nicht heraus hörte, und schaute nach Heinrich, der auf dem Sofa saß, die Hand vor den Augen, als ob ihn das Licht der Lampe geniere. Bei den Worten seiner Mutter war er zusammengezuckt, blieb aber regungslos sitzen. „Und da in dem großen Pack hab' ich noch was mitgebracht," meinte dann die Bäuerin, langsam die Schnur lösend und das Papier feierlich auseinanderschlagend.

„Was Dunderlattich — was ist denn das?" rief der Bauer in höchstem Erstaunen, als eine prächtige dunkelblaue Sammetdecke mit silbernen Franzen zum Vorschein kam.

„Kannst's nit verrate?" lächelte sie halb verlegen, halb selbstgefällig, als der Bauer nur mit verwunderten Augen darauf niederstarrte, „ein neus Altartuch ist's, — uners' ist doch gar zu power und abg'schabt — seit anno elf, wo's der alt Dornhofbauer g'stiftet hat, ist's schon gar lang her und —"

„Aha, jetzt geht mir ein Licht auf," unterbrach sie der Bauer. „du willst auch dein Name mit goldene Buchstabe auf 'me himmelblaue Täfele an der Kirchenwand sehe — als fromme Stifterin, — hm, hm, hm — 's geht doch nit über d' Frömmigkeit!"

„Aber Mann, wege desse doch nit, — du wirst doch nit glaube, — daß ich's nur sag', — ich — ich — an den Heinrich hab' ich gedenkt, — mer hat doch nur des einzig Kind — und wann er Hochzeit macht —"

„Aha, da soll das Tuch auf den Altar g'legt werde —"

„Freilich, Mann, — 's erst Mal, — so hab' ich g'meint, — aber ich hab' noch was im Aug' g'habt, ich will's nur g'stehe, — 's kommt heutzutag gar zu vielfältig vor, was nit recht ist — und mir vürnehme Leute sollte doch ein bissele — ein bissele zum Besserwerde beitrage, — da will ich dem Herr Pfarrer sage, aus-drücklich sage, das Altartuch soll nur g'nomme werde, wann ganz unbescholtene Leute' kopuliert werde —"

„Daß dich!" fuhr der Bauer auf, bezwang sich aber und meinte in seltsamem Tone: „Wirst dir viel Freund' in Dorf mache mit dein'm Präsent."

Heinrich war bei den letzten Worten seiner Mutter stillschweigend hinausgegangen. Die Bäuerin konnte sein bleiches Gesicht, seine niedergedrückte Miene nicht sehen.

„Wenn sich nur der Mensch auch ein klein bißel um was kümmern thät!“ rief sie ärgerlich, „da kann mer alles thun, 's ist doch kein Dank, — den schöne sammetliche Teppich hab' ich doch nur wege ihm kauft.“

Der Bauer schaute sie an mit seinem sonderbaren Pächeln, das sie sonst immer ärgerte, heute nahm sie es stillschweigend hin.

Als es am Sonntag darauf zum Dornhof gehen sollte, war Heinrich nirgends zu finden.

„Der ist schon vor Tag fort,“ sagte Jakobfrieder, „sie habe ihn g'holt.“

„Wer?“ fragte die Bäuerin zornig.

„Ein Militärverein — Fahnenweiß,“ er machte mit seiner schwierigen Hand das Flattern der Fahne nach und wandte sich wieder zum Bernerwagen, den er wusch und schmierte.

Ein verschmiertes Pächeln huschte für einen Augenblick über das Gesicht des Bauern, aber ganz ernsthaft kehrte er sich zu seiner Frau und meinte: „Müsse mir halt allein fahre, Alte.“

Verdrossen stieg sie auf den Wagen. Ihre Miene heiterte sich auch nicht auf, als sie an ihren prächtigen Aekern und Wiesen vorbeifahren, deren üppiges Wachstum sonst immer ihr Herz erfreute.

Der Bauer plauderte unbefangen. „Siehst, Alte,“ sagte er, mit der Peitsche gegen die Berge deutend, denen sie zufuhren, „d' Sonn' wird Herr, guckt, wie der Nebel dort runtersinkt, wie ein Vorhang, — jetzt schlupft der Dornhof drüber raus, — lug nur wie schön.“ Er schmalzte leicht mit der Peitsche über die beiden Schimmel. Mit ihren breiten Hüfen stampften die wuchtigen Ackerpferde in raschem Trabe die Landstraße hinauf, daß es dröhnte.

Auf dem Dornhof vermochten die Bewohner kaum die langen Gesichter in gehörige Falten zu bringen, als sie sahen, daß die Hauptperion fehlte. Hatte man darum in allen Winkeln gefäubert, die schon Jahr und Tag keinen Besen gesehen, in allen Ecken des großen Gutes aufgeräumt, den Garten gejätet und das ganze Haus vom Speicher bis zum Keller rein gemacht?

Rosas Enttäuschung ließ sich nicht verbergen, so sehr sie sich zusammennahm, während ihrer Schwester die helle Schadenfreude aus den Augen leuchtete. Erst als nach dem Essen die Hesselbäuerin sich räusperte über ihre schwere seidene Schürze strich und in seltsamem Tone zur Dornhoferin sagte: „Ich hab' die Woch' unser Dorle fort zu mein'm G'schwisterkind in d' Amtstadt, 's will pardu kocher lerne, — jetzt fehlt mer's aber überall und in alle Ecke, — thätet Ihr mir dann eure Rosa nit für ein' Zeitlang mitgebe?“ da erst sprühten Rosas Augen wieder in gewohntem Feuer. „Sie solle sich nit zu arg schinde, Rosa,“ setzte die Bäuerin noch hinzu, „'s ist nur, daß ich wieder eins um mich hab', wo ich mit ihm rede kann, — 's Sabin' ist halt doch nur ein' Magd.“

„Freilich, freilich,“ sagte die Dornhoferin, „jo, jo, 's ist nur ein' Magd, — ich und mein Alter, mir habe nix dagege, wann 's Rosa will.“

Und Rosa wollte.

Als Heinrich am andern Morgen zum Frühstück in die Wohnstube trat, blieb er wie gebannt unter der Thür stehen. Rosa wirtschafte am Tisch beim Frühstücksgeschirr, als wäre sie immer da gewesen. Sie that, als hätte sie sein Kommen nicht bemerkt, obgleich ihre Hände bebten. Ein Schatten flog erst über des jungen Mannes Gesicht, aber er nahm sich zusammen. „Guten Morgen,“ sagte er fast heiter. In seinem Herzen hallte noch die Freude nach vom Tage zuvor. Die

Fahnenweihe war in der Nähe der Amtstadt gewesen. Er hatte es möglich zu machen verstanden, Dorle zu besuchen. Konnte er sie auch nicht allein sprechen, das freudige Aufblitzen ihrer Augen hatte ihm genügt. Nun konnte er auch den Gast der Mutter ertragen. „Das ist freundlich von Ihnen, meiner Mutter zu helfen,“ sagte er.

„Ach, Dorle zu ersetzen, wird mir doch nicht gelingen,“ meinte Rosa etwas verzagt.

„Sie sind gewiß ebenso geschickt,“ gab Heinrich zurück. „Glauben Sie? — wollen sehen,“ nickte das Mädchen mit einem ihrer Glutblicke nach Heinrich.

Dieser ließ sich nicht verstimmen. Er plauderte harmlos mit dem unterrichteten Mädchen, und seine Mutter rieb sich im stillen die Hände. „Das wär' gelunge,“ meinte sie vergnügt zu sich selbst, „aus den Auge, aus dem Sinn.“

Rosa verstand es, sich in kurzer Zeit einzuleben und nützlich zu machen. Sie griff überall zu. Die Bäuerin hatte ihrem Eifer nur zu wehren. Heinrich ergötzte sich darüber. Ihm war es interessant zu beobachten, wie weit des Mädchens Verstellungskunst reichen würde, denn zu Hause, das sah er an ihren weißen, gepflegten Händen, verrichtete sie keine solche Arbeit wie hier bei seiner Mutter. Gegen ihn selbst war Rosa voll zarter Aufmerksamkeit, ohne zudringlich zu sein. Er gewöhnte sich daran, sie neben der Mutter schalten zu sehen. Die Blicke der Leute im Hause sagten ihm viel. Der alte Jakobfrieder besonders schaute ihn zuweilen fast vorwurfsvoll an. Eines Tages, als er seinem jungen Herrn half, der in der Remise einen Wagen schmierte, meinte der Alte mit dem Daumen über die Schulter nach der Wohnstube zeigend: „Die da drin, die reicht aber dem Dorle 's Wasser nit, so viel sie hewert mit ihre Stöckelschube, — 's ich alles nor obe druff, alles.“ Heinrich lächelte, aber erwiderte nichts.

So waren drei Wochen vergangen und Rosa weilte immer noch im Hesselhof. Eines Sonntagmorgens nach dem Frühstück, ehe man zur Kirche ging, schaute sie sich überall nach Heinrich um, ohne ihn finden zu können. Sie war am Bächlein gewesen, dann im Stall beim Füllen. Heinrich war nirgends.

Die Bäuerin, welche Rosas Unruhe bemerkte, meinte so von ungefähr: „Hast denn schon 'em Heinrich sein' Taube g'sehe?“ — sie sagte längst „du“ zu Rosa — dabei zeigte sie auf eine steile Treppe.

Rosa begriff sofort. Hastig eilte sie empor. Eine Leiter führte zum obern Speicher, die sie Sprosse für Sprosse erklimmte. Kaum hatte sie den Kopf durch die Bodenluke gesteckt, hätte sie fast einen Ruf der Verwunderung ausgestoßen. Sie erblickte eine offenstehende, enge Thür. Durch ein Fenster am Dach fiel hell und breit das Sonnenlicht in ein schmales, längliches Stübchen. Rosas Blicke blieben an der gegenüberliegenden Wand haften, wo sie einen breiten Schafst mit Büchern gewahrte. Direkt unter dem Fenster befand sich ein großer, viereckiger Tisch, der fast das ganze Kämmerlein einnahm. Heinrich saß an diesem Tisch, den Kopf in die Hand gestützt. Neugierig stieg Rosa vollends empor. Sie sah vor Heinrich Papier, Reißzeug, Stift und Lineal liegen. Auch einige seltsame, ihr unbekannte Instrumente standen umher.

„Mein Gott, Heinrich,“ rief sie mit kindlicher Verwunderung, „sind Sie denn Astronom und wollen am hellen Tage Planeten entdecken, daß Sie unterm Dach arbeiten?“

Heinrich fuhr erschrocken herum. „Wie kommen Sie da herauf?“ fragte er fast raub.

„Ihre Mutter meinte, ob ich nicht Ihre Tauben sehen wollte.“

„Ach so?“ entgegnete er, ergeben nickend.

„Ich wußte nicht, daß ich Sie da oben finden werde. — Wenn ich nicht störe, möchte ich aber gar gern sehen, was Sie da treiben.“

„Rosa,“ sagte er ernst, „würden Sie mir einen großen Gefallen thun?“

„Alles, was Sie wollen!“ rief sie betuernd.

„Nun, so sagen Sie nichts von dem, was Sie hier oben gesehen haben.“ Als Rosa ihn verwundert anschaute, fuhr er fort: „Ich versuche hier zuweilen meine Kenntnisse zu verwerten, — niemand weiß darum.“

„Sie machen Erfindungen?“ fragte Rosa, immer mehr erstaunt von dem, was sie sah.

„Ja denn — ich lese auch zuweilen, — man ist un-

gefördert.“
Rosa war ein kluges Mädchen. Sie hatte längst das Verhältnis zwischen Mutter und Sohn durchschaut. So begriff sie auch sofort, daß hier ein Kläschen sei, wo Heinrich von der alternden, so oft aufgeregten Frau nicht gesehen werden konnte. „Ich werde nichts verraten,“ sprach sie feierlich, „erst wenn Ihre Erfindung gelungen sein wird,“ setzte sie lächelnd hinzu.

„Gelingen sind schon mehrere,“ meinte er und zeigte auf einige verkleinerte Modelle von landwirtschaftlichen Maschinen.

„Nehmen Sie doch Patent darauf,“ rief Rosa mit leuchtenden Augen.

„Ach, diese Sachen sind schon alle im Gebrauch, freilich auf etwas andere Weise hergestellt — ich selbst habe nur Freude am Erfinden.“

„Was sind Sie ein seltsamer Mensch! — all dies in der Dachkammer zu verbergen — ich würde damit unbedingt in die Öffentlichkeit treten.“

„Ich habe keinen Ehrgeiz,“ erwiderte Heinrich ruhig.

Das konnte nun Rosa nicht verstehen. Wenn Heinrich je ihr Mann würde, woran sie bei der Freundlichkeit seiner Mutter nicht mehr zweifelte, mußte dies anders werden, das war ausgemacht. Dieses bedeutende Wissen durfte nicht verborgen bleiben, dafür wollte sie schon sorgen. Für jetzt beschloß sie zu schweigen. Sie ging zu dem Bücherschrank. „Sie haben ja eine wahre Gelehrtenbibliothek,“ sprach sie, die Bücherrücken musternd, „all dies gelesen?“

„Wozu sollte ich denn sonst die Werke haben?“

„Freilich,“ nickte sie und setzte in Gedanken hinzu: wahlen kann er damit nicht wollen, wenn er sie unterm Dach versteckt hält. „Ich will nicht länger stören,“ sagte sie dann, in der Voraussetzung, er würde sie bitten, noch zu bleiben.



Neugierig stieg Rosa vollends emper.

Einem Moment dachte Heinrich auch daran, sie zurückzuhalten, ihr alles zu sagen, an ihren Edelmut zu appellieren. Aber er verwarf den Gedanken wieder. Er hatte eine Empfindung, als ob die verwundete Eitelkeit in ihr stärker sein würde, als jede andere Regung, er schwieg und Rosa zog sich zurück. Er warf ärgerlich den Stift auf den Tisch, als er sie die Leiter hinabklettern hörte, und blieb in Nachdenken versunken sitzen. Wie sollte dies enden? Blieb das Mädchen noch länger auf dem Hof, würde man im ganzen Dorf, ja in den benachbarten Orten davon sprechen. Um des Mädchens willen war ihm das leid, denn heiraten konnte er sie ja nicht. Herr Gott, warum hatte ihm seine Mutter das angethan? Er bereute nun, nicht mit Rosa gesprochen zu haben. Seine Mutter würde ihn ja nicht anhören, ihn nicht verstehen wollen. Ach, wenn er doch einmal den Mut fände, ihr gegenüber kraftvoll aufzutreten, seine Meinung zu behaupten. Er schämte sich seiner Schwäche, faßte alle möglichen guten Vorsätze für die Zukunft.

„Heinrich! Heinrich!“ rief's in diesem Augenblick mit ungeduldigem Ton. Es war die Stimme seiner Mutter.

Er schloß sein Kämmerlein und eilte hinunter. Vom Gangfenster aus sah er Rosa in der Scheune verschwinden, sie schien in den Garten zu gehen.

Die Mutter erwartete ihn in der Stube. Am Bult, der Thüre den Rücken kehrend, sah der Vater und schrieb ins Hausbuch. „Heinrich,“ sprach die Bäuerin unvermittelt, „die Rosa ist jetzt drei Wochen im Hesselhof, — 's schickt sich nit, daß sie länger da bleib, ohne zu wisse, woran sie ist. Du hast dich jetzt selber überzeugen könne, wie fleißig und g'schickt das Mädle ist, — vom Vermöge brauche mer nit rede, im Dornhof ist Sach' g'nug. Und daß sie dich mag, brauch' ich dir

auch nit zu sage, so was merket ihr Mannskent selber gleich. Wir, ich und dein Vater, habe gege die Heirat nit einzuwende. Ich hab' ject so gedenkt: wir spanne an und fahre in d' Amtsstadt spaziere, du lauffst der Rosa ein Präsent und red'st mit ihr, wie sich's schickt, — auf 'm Heimweg kehre mer im Dornhof an, d' Rosa kann nachher dabeim bleibe, — mer red' sich dort aus und d' nächst' Woch' kann Handstreich sein.“ Sie hatte dies alles in kurzen, abgebrochenen Sätzen und in jenem ihr eigenen befehlenden Tone gesagt, der weder einen Einwurf gestattete, noch einen Widerspruch duldete. Dabei hatte sie an zweierlei gedacht: einmal sollte Heinrich förmlich überrumpelt werden, und dann konnte man Dorle gleich davon unterrichten. An Widerstand vonseiten Heinrichs dachte sie nicht.

Wie erstaunte sie daher, als dieser an sie herantrat

und in seinem sanftesten Ton, aber ernst und bestimmt sagte: „Mutter, ich werde die Rosa nicht heiraten.“

„Weshwegen?“ fuhr sie herum und schaute ihn mit einem Blicke an, der ihn zu jeder andern Zeit eingeschüchtert haben würde.

„Weil ich sie nicht gern hab', Mutter.“

Die Bäuerin brach in ein rauhes, gezwungenes, bei ihr völlig ungewohntes Lachen aus. „Wenn sonst nix ist,“ meinte sie, „des wird schon nach der Hochzeit komme.“

„Ich will aber die Rosa nicht!“ sprach der Sohn mit Nachdruck.

„Du willst sie nit! Du willst nit?“ rief sie und ihre Augen fingen an zu sprühen, „was die Eltern wolle, muß dir recht sein.“

„In allem andern ja, aber in dem Punkt laß' ich mir von niemand was sagen.“

„Auch von deiner Mutter nit?“ fuhr sie nun wütend auf.

Heinrich zuckte die Achseln und schwieg.

Der Bauer beugte sich nieder auf sein Buch, um seine Freunde zu verbergen.

„Ich weiß nur zu gut, was d' im Sinn führst!“ schrie sie immer heftiger werdend, „aber da drauß wird seiner Lebtag nix.“

Heinrich wurde blaß.

„Das kann ich dir sage, lieber vermach' ich Hans und Hof ein'm Fremde von der Gass', — du weißt, daß alles von mir herkommt, — und ich sag' dir, du heiratst d' Rosa vom Dornhof oder mir sind g'schiedene Leut', verstande!“

„Mutter!“ sagte der Sohn in beschwichtigendem Ton, als er sah, daß sie sich immer mehr in Wut hineinschrie.

Jetzt wurde der Bauer unruhig und machte seinem Sohne Zeichen.

„Kein Widerred' mehr — keine, — verstehst mich, du — du —“

„Mutter, ich kann aber nicht,“ rang es sich von den Lippen des Sohnes. Er verstand nicht die bittenden Gebärden seines Vaters.

„Du kannst nit — du kannst nit? — sag's gleich, du willst nit, — 's liegt halt im Blut, — dein Vater ist von unte rausf komme und du meinst, du mußt wieder munter — noch tiefer — als tiefer munter, — ich vertrag's aber nit, — ich — ich —“ sie schnappte nach Luft und mit erhobenen Händen fiel sie rücklings zu Boden, wo sie, ohne sich zu rühren, liegen blieb.

„Ach Gott, ach Gott, d' Mutter hat ihre Herzkrämpf' wieder!“ schrie der Bauer entsetzt und eilte herzu, sie aufzuheben, „holet den Doktor! holet den Doktor!“

Heinrich stand wie erstarrt. Erst die Worte seines

Vaters brachten wieder Leben in ihn. Er half die Mutter aufs Bett tragen, rief die Magd herbei und stürzte in den Stall. Kurze Zeit darauf fuhr er der Stadt zu, den Arzt zu holen.

Als dieser kam, war die Bäuerin immer noch nicht zum Bewußtsein erwacht. Er schüttelte den Kopf. „Habt Ihr sie wieder geärgert? Hab' ich Euch nicht gesagt, die Frau darf nicht gereizt werden?“

Am Fußende des Bettes stand Heinrich wie ein armer Sünder. Er wußte, daß seine Mutter früher an diesen Anfällen gelitten hatte, von welchen der Arzt sagte, sie könnten ihr einmal das Leben kosten. Sie waren lange ausgeblieben und Heinrich hatte in seiner Erregung nicht daran gedacht.

Nach einigen Belebungsversuchen vonseiten des Arztes, bei welchen ihm Rosa geschickt beigestanden, schlug die Bäuerin die Augen auf.

Sie schien körperlich außerordentlich schwach zu sein, aber ihre Gedanken waren sofort wieder klar. Sie schaute alle der Reihe nach an. Ihr Blick blieb auf Rosa haften, die sich besorgt über sie beugte und ihr die Stirntrocknete. „Ich hab' euch verschreckt,“ flüsterte sie matt und tastete dabei nach Rosas Hand. „Gelt, macht mir den Heinrich glücklich, wann ich sterb',“ setzte sie hinzu.

Rosa küßte die Kranke statt aller Antwort.

Heinrich wandte sich ab. Ihm war's zum Sterben elend.

Der Arzt blickte von einem zum andern.

„Hab' mich ein bißel aufg'regt, Herr Doktor,“ sprach sie halbleise, „wenn mer sein einzig Kind verpöcht —“

„Nur Ruhe, Ruhe,“ gebot der Arzt, „dann wird's bald wieder gut werden.“ Die Bäuerin lächelte und schloß die Augen.



Ihr Blick blieb auf Rosa haften, die sich besorgt über sie beugte und ihr die Stirne trocknete.

Heinrich blieb bewegungslos, als wäre er von Stein. Sein Vater trat zu ihm und legte ihm wie tröstend die Rechte auf die Schulter, während er mit dem Rücken der Linken eine Thräne abwischte.

Der Arzt gab seine Verordnungen. Leise sagte er zu Rosa im Vorzimmer: „Sie muß gute Pflege haben, Ihre — künftige Schwiegermutter — sie ist sehr krank. — Sie werden dafür sorgen.“

Das Mädchen nickte verständnisvoll und versprach, alles zu thun, was er gebot. Die Bäuerin blieb krank. Rosa pflegte sie unermüdlich. Heinrich fastete sich an den Kopf, als ob er all dies nur träume. Nun gab es kein Entzinnen mehr, keines, das begriff er. Ihm war's zuweilen, als müßte er wahnsinnig werden.

Eines Tages kam ein Brief von Dorle. Sie schrieb, daß sie von der Krankheit der Bäuerin vernommen,

ebenso von der Verlobung Heinrichs mit Rosa. Ich wäre so gerne gekommen, die Bas zu pflegen, meinte sie, aber die Großmutter im Murgthal ist sterbenskrank und verlangt nach mir. Ich gehe morgen zu ihr.

Nun war auch sie nicht mehr in der Nähe, die gute treue Seele.

Gleich dem Sohn ging auch der Vater wie betäubt im Hause umher. Er wagte kaum, Heinrich in die Augen zu sehen, als ob er sich selbst für mitschuldig an dessen namenlosem Kummer hielte.

Nach vier Wochen erst trat bei der Kranken eine Wendung zum Bessern ein. Der Arzt gab die Versicherung, daß sie genesen werde. Die Bäuerin bat eines Tages, daß man ihr den Pfarrer hole. Als er kam, ließ sie sich von ihrem Mann die Altardecke aufs Bett bringen und sprach den Wunsch aus, mit dem Geistlichen allein zu bleiben.

Ein eigentümlicher Zug lag auf dem gütigen Gesicht des Pfarrers, als er die Kranke verließ. Er schien keine besondere Freude über das kostbare Geschenk zu haben. Aber er fand die Frau noch zu krank, um ihr ihre Härte zu Gemüt führen zu können. Wenn sie gesund ist, dachte er, wird sie seinen Vorstellungen nachgeben und die Klausel, die sie an die Altardecke geknüpft, wegfällen lassen. Vorerst war ja keine Hochzeit in Aussicht, als die ihres Sohnes, die auf dringenden Wunsch der Bäuerin schon in kurzer Zeit stattfinden sollte.

„Ich will nit aus der Welt gehe, ohne Kind und Mann versorgt zu wisse,“ sagte sie dem Arzt.

„Aber es ist doch keine Rede davon, daß Ihre Krankheit zum Sterben führt,“ versicherte sie dieser, „Sie werden bald ganz hergestellt sein.“

„Ja, ja, mer weiß, was e' Krank's von dem zu halte hat, was der Doktor sagt,“ beharrte sie, „mir halte Hochzeit sobald als möglich.“

Niemand wagte der Frau zu widersprechen, obgleich jedes mußte, daß der Arzt die Wahrheit gesagt. So übte die Bäuerin von ihrem Krankenbett noch eine weit stärkere Macht aus als in gesunden Tagen. Alle Vorbereitungen wurden getroffen. Die Kranke befahl und ihr Mann gehorchte und führte, von Rosa aufs bereitwilligste unterstützt, seiner Frau Anordnungen aus.

So heiter sich auch Rosa zeigte, ganz wohl war es ihr doch nicht bei der Sache. Heinrich hatte noch kein Sterbenswörtchen von Liebe oder ihrer gemeinsamen Zukunft mit ihr gesprochen. Er war nicht unfreundlich gegen sie und schien dankbar zu sein für das, was sie seiner Mutter that. Aber darüber hinaus konnte sie nichts von ihm erlangen, so viel Mühe sie sich auch schon gegeben, wenigstens einmal einen warmen Blick aus seinen guten, sanften Augen zu erhalten. Sie sprach ihrer Mutter davon, als diese einmal wieder kam, die Kranke zu besuchen und Rücksprache wegen der vorläufigen Einrichtung der jungen Leute zu nehmen.

„Meinst, 's geht gut, wann ich seine Frau bin, Mutter?“

„Ach, du dumms Kind, freilich geht's gut,“ versicherte diese, „die Hochzeit, wo vor der Hochzeit schüchtern sin, habe nachher ihr Weiber viel lieber als die, wo so närrisch thun — so ein Strohfeuer ist gleich verrauch't — dein Vater hat mit mir auch kein zehn Wörtle g'redet g'habt.“

Rosa erinnerte sich nun zwar trotzdem keiner außerordentlichen Zärtlichkeit zwischen ihren Eltern, aber sie ließ sich nur zu gern beschwichtigen.

5.

Und der Tag der Hochzeit kam heran. Die Bäuerin konnte schon täglich viele Stunden außer Bett sein. Sie ließ es sich nicht nehmen, mit zur Kirche zu gehen.

Ihr einzig Kind mußte sie kopulieren sehen, wie sie sagte. Und dann die schöne Braut im schweren Seidenkleid mit Myrtenkranz und Schleier — Rosa hatte es nicht anders gethan, so tragen sie es auch in der Stadt — und die funkelnelneue Altardecke, das mußte gar zu „nobel“ aussehen, dachte sie weiter, was werden die Leute für Augen machen. Das Essen sollte im „Bären“, im ersten Wirtshause des Dorfes, stattfinden. Alles war aufs glänzendste vorbereitet. Die Gäste kamen in Scharen von allen benachbarten Ortschaften herbei. Ein Wagen nach dem andern rasselte ins Dorf.

Auch vor dem Pfarrhaus fuhr ein Landauer an, dem ein Herr entstieg. Dieser wurde vom Pfarrer aufs herzlichste begrüßt.

„Das ist lieb von dir, alter Freund,“ sprach der Fremde, „daß du mir Gelegenheit giebst —“

„Ich dachte, es giebt einen Beitrag zu deinem Werk, Professor,“ unterbrach ihn der Pfarrer, „manche alte Gebräuche existieren hier noch und eine so große Hochzeit wird nicht gar oft gehalten — und dann ist's gewiß auch interessant für dich, einmal mitten unter den Leuten zu sein.“

„Sehr, sehr interessant, ich bin dir außerordentlich dankbar, mein Buch wird dadurch sicher um einen Abschnitt reicher, — aber das müssen ja merkwürdig wohlhabende Bauern sein, da vor dem „Bären“ steht eine ganze Wagenburg.“

„Das sind sie auch, enorm reich. Und dann hast du zugleich ein seltenes Schauspiel, Braut und Bräutigam sind nämlich gebildet.“

„Ach, da bin ich aber begierig. Oder sprichst du von jenem Firnis, den sie sich häufig durch ein Jahr Aufenthalt in der Stadt auflegen?“

„Bei der Braut vielleicht, die kenn' ich nur flüchtig, — es ist eine Schönheit, — aber der junge Mann hat etwas Tüchtiges gelernt, hat sich im Krieg als Freiwilliger sogar ausgezeichnet.“

„Wie heißt er denn?“ fragte der Freund.

Der Pfarrer nannte den Namen.

„Weißt du, daß ich den kenne?“ rief der Professor voll Eifer, „der war ja mit mir beim Leibgrenadierregiment, — ja, das ist allerdings ein prächtiger Mensch. Etwas schüchtern, — ich glaub', sie nannten ihn den sanften Heinrich, wenn's aber galt, verstand er dreinzuschlagen wie einer, — das freut mich, den wiederzusehen, — hat er denn auch ein Mädchen gefunden, das zu ihm paßt?“

„Ich weiß wirklich nicht, — die Mutter soll's gemacht haben, so viel ich gehört, — da müssen sich oft zwei Vermögen heiraten, ob's dann klappt?“ er zuckte mit den Achseln. „Übrigens war das Mädchen in L. im Institut und soll wirklich was gelernt haben.“

„Am Ende gar im Institut Lamprecht?“

„Ich weiß es nicht.“

„Dort gab ich nämlich Unterricht — als Lehramtspraktikant. Bei den Schülerinnen war eine wirkliche Schönheit von einem Hof, wart einmal — vom — vom —“

„Dornhof am Ende?“ fragte der Pfarrer.

„Richtig, Dornhof bei Bergen, — 's ist ja wahr, bin ja vorhin durch das Dorf gefahren. Aber sag einmal, heißt das Mädchen Rosa?“

Als der Pfarrer nun erstaunt bejahte, sprang der Professor auf: „Hör mal, alter Freund, — kam das Ding nimmer rückgängig gemacht werden?“

„Wo denkst du hin — was ist denn?“ rief der Pfarrer. Der Professor raunte dem Freunde etwas zu. Bestürzt starrte ihn dieser an. „Das ist ja allerdings stark,“ meinte er, „da sollte man freilich — ei, ei, ei — noch

ist es nicht zu spät, — aber weiß man denn, ob es ein Geheimnis ist für die vom Hesselhof? — Da könnte man in ein Wespennest stechen."

Aufgeregt ging der Pfarrer hin und wieder. Endlich blieb er vor seinem Freunde stehen und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Meine Sache ist es am Ende nicht," meinte er, „es ist Gras darüber gewachsen in vier Jahren, — ich hab' nichts zu thun, als die Leute zu trauen, die sich verlobt haben, wenn keine Einwendung gemacht wird."

In diesem Augenblick trat der Kirchendiener ins Zimmer und fragte, ob er das Zeichen zum Läuten geben solle. „Ja," sagte der Pfarrer. Dann flüsterte er dem Küster einige Worte zu. Mit halb offenem Munde den Pfarrer anstarrend ging er hinaus.

Und die Glocken ertönten hell und feierlich. Böllerschüsse erschütterten die Luft. Und in gemessenem Schritt bewegten sich die Gäste in fast endlosem Zuge dem Dorffirchlein zu. Laut erbrauste die Orgel, als das Brautpaar die Schwelle überschritt. Heinrich sah aus, als ob er der Schatten seiner selbst wäre. Gesenktes Hauptes zwar, aber doch leichten triumphierenden Ganges schritt Rosa an seiner Seite. Mit deren Mutter folgte die Hesselbäuerin. Die Augen niedergeschlagen betrat sie ihren Stuhl, wo sie stehend ihr Gebet verrichtete. Dann erst hob sie den Blick und schaute wohlgefällig nach dem Altar, der heute gewiß aller Stauenen erregen mußte. Aber was war das? Sind ihre Augen trüb geworden während der Krankheit? — Die Sonne schien doch so helle durch die Kirchenfenster — sollte ein Versehen? — die schöne neue Decke vergessen, mein Gott, oder am Ende gar —?

Ein lauter, gellender Schrei ertönte durch das Kirchlein. Die Hesselbäuerin war in Ohnmacht gefallen. Nun gab's eine Verwirrung, ein Rennen, Schauen, Rufen, alles eilte herzu. Man schrie nach dem Doktor, nach Wasser und dazwischen rauschten die Jubelaccorde der Orgel, als wollten sie all den unkirchlichen Lärm im Hause des Herrn übertönen. Man brachte die Bäuerin hinaus. Es dauerte geraume Zeit, bis sie sich so weit erholt hatte, daß die heilige Handlung vollzogen werden konnte. Niemand ahnte ja den Zusammenhang. Nur der Pfarrer. Er war in einer seltsamen Stimmung. So von Herzen gut er sonst war, hier konnte er nun fast kein Mitleid empfinden. Die hochmütige, selbstgerechte Frau mußte sehen, wie sie mit den Folgen ihrer lieb- und nachsichtslosen Handlungsweise zurechtkam.

Alles kehrte wieder in die Kirchenstühle zurück. Der feierliche Akt sollte beginnen. Aber wo war der Bräutigam? Er befand sich nicht an seinem Platz. Man schaute sich um, man rief nach ihm — man wollte ihn bei dem fremden Herrn, dem Besuch des Pfarrers, gesehen haben — in der Sakristei, hinter der Kirche, überall wurde nach ihm gesucht — er war nirgends zu finden. Die Gäste wurden ungeduldig. Es verging lange Zeit über dem Suchen, aber Heinrich war und blieb verschwunden. Teils schimpfend, teils lachend, manche in spöttischem Kopfschütteln, manche ernstlich böse, kehrte der Zug, Trupp nach Trupp, in den „Bären" zurück.

Unter schallendem Gelächter der Umstehenden fuhren die vom Dornhof zum Dorfe hinaus. Die Hesselbäuerin sank, zu Hause angekommen, in einen Stuhl und schlug die Hände vors Gesicht. Niemand wagte ein Wort an sie zu richten. Ihr Mann ging mit langen Schritten, einen Zug von Befriedigung auf dem Gesicht, im Zimmer hin und wieder. Da trat der Pfarrer ein. Auf den ersten Blick sah er, daß mit der stolzen Frau eine große Veränderung vorgegangen war. „Gottes

Güte ist groß gegen Sie gewesen," sprach er ernst, sich neben die Bäuerin setzend und ihre Hand ergreifend.

„In Bode 'nein möcht' ich sinke vor Scham, Herr Pfarrer."

„Wir sind alle schwache Menschen," sprach er mild. „Aber auf meinen Heinrich hätt' ich Häuser gebaut."

„Das dürfen Sie auch, liebe Frau."

„Ja und 's Altartuch? — ist's nit der Heinrich?"

„Nein, nein — die Rosa —"

„D' Rosa?" schrie die Bäuerin auf und schlug die Hände zusammen.

„Es ist schon lange her," sprach der Pfarrer, „lassen wir Vergangenes ruben."

Der Bauer that einen leichten Pfiff, „also das ist die Bleichsucht g'wese, die sie vom Institut heimgetriebe hat? — Schau, schau, schau!"

„Danken Sie beide Gott, daß Ihr Sohn —"

„Ach lieber, gütiger Barmherziger," schluchzte die Bäuerin, „mein Kind, mein Heinrich, — ich hab' ihn am End in de Tod getriebe, — ach — ach, mein Kind, mein einzigs —"

Der Pfarrer sprach ihr Mut ein und ihr Mann meinte: „Dein' Krankheit ist ja allein Schuld g'wese und der Heinrich wird schon wieder komme."

„Nein, nein, nit mein' Krankheit, mei' Hochmut und mein' Verblendung!" rief die Bäuerin in tiefster Zerknirschung, „ach, wenn ich nur wüßt', ob sich der Heinrich kein Tod angethan hat."

„Nein, das hat er gewiß nicht," beruhigte sie der Pfarrer, „mein Freund hat ihn ja noch gesprochen und —"

Im selben Augenblick fuhr ein Wagen in die Thorfahrt des Hesselhofes. Der Bauer riß das Fenster auf. Er stieß einen Ruf der Verwunderung aus, als er seine eigenen beiden Schimmel gewahrte, dampfend, schweißtriefend, sie mußten zur rasendsten Eile angetrieben worden sein. „Was Himmeldunner," wollte er aufraufen, bezwang sich aber, da ihm Jakobfrieders halb verlegenes, halb schadenfrohes Gesicht vom Wagen herunter entgegengrinst.

„s hat g'rad noch g'langt," nickte dieser mit Genugthuung, „der Schnellzug ist g'rad herg'raffelt komme und —"

„Wo kommst denn her, un's Himmels wille," schnitt der Bauer seine Rede ab.

„Ja, vom Bahnhof — der Heinrich ist fort — ja und er kommt nimme, hat er g'lagt — nunne mit d'm Dorle." Der Schalk setzte dies letztere aus sich selbst hinzu. Heinrich hatte nichts Derartiges gesagt.

„Er soll sie bringe! er soll sie bringe!" schrie die Bäuerin, die alles durchs offene Fenster mit angehört hatte. Und laut schluchzend glitt sie von ihrem Stuhl herunter und sank in die Knie. „Lieber Herrgott im Himmel drobe," rief sie mit erhobenen Händen, „hab' ich so viel Gnad' verdient? — Lieber Gott, bist du so gut, so gut gege mich — und ich bin so hart, so hart, — Herr Pfarrer," schrie sie dann unter Thränen und erfaßte seine beiden Hände, „und gelle Se — das Altartuch — nit so, wie ich's g'meint hab' —"

Gerührt hob sie der gütige Mann empor. „Der liebe Gott läßt ja auch seine Sonne über Gute und Böse scheinen, Hesselbäuerin," sprach er mit weichem Tone. „Und so wie mit der Sonn', soll's auch mit dem Altartuch sein, gelt, Alte?" sprach der Bauer, seinen Arm um die wankende Frau legend.

„Ach, lieber Gott, bist du so gut, daß du mich nit weiter dafür g'straft hast, daß ich mein Herz auf so eine g'setzt hab', wie die Rosa, und des lieb, gut Dorle nit g'wollt hab'!"